

# BAUSTEINE EINER ALLGEMEINEN THEORIE DES PERFORMATIVEN AUS LINGUISTISCHER PERSPEKTIVE

Ekkehard König

## 0. EINLEITUNG

In der aktuellen Theoriediskussion<sup>1</sup> vieler Geistes- und Sozialwissenschaften spielen die Begriffe ‚performativ‘, ‚Performanz‘ und ‚Performativität‘ eine wesentliche Rolle (cf. Sedgewick & Parker, 1995; Wirth, 2002; Fischer-Lichte, 2004; Bachmann-Medick, 2006; Loxley, 2007). Der hohe Gebrauchswert dieser Begriffe wird jedoch selten durch geeignete Begriffsexplikationen oder Ausführungen zu einer kohärenten Theorie des Performativen unterfüttert. Viele Diskussionen berufen sich auf Theorien von J.L. Austin, von Judith Butler und auf neuere Theorien des Theaters, ohne jedoch klare Vorstellungen davon zu haben, was an diesen Theorien die wesentlichen Fundamente für eine Theorie des Performativen sind. Es wird auf „verschiedene, durchaus gegenläufige Lesarten“ der Performanz/*Performance*-Begriffe in unterschiedlichen Disziplinen hingewiesen, die „keine bruchlos gemischte Gemengelage“ erzeugten (cf. Schuhmacher, 2002: 383; Bachmann-Medick, 2006: 109).<sup>2</sup> Dieser Diskussionsstand ist der Ausgangspunkt für den vorliegenden Beitrag, der eine rückblickende Aufarbeitung der verschiedenen Theoriekonzepte des Performativen unternehmen möchte. Auf der Grundlage einer klaren Begriffsexplikation soll versucht werden, Bausteine für eine übergreifende Theorie des Performativen zu liefern.

Diese Theorieskizze soll den folgenden Anforderungen gerecht werden:

(a) Sie muss sich an der **Begriffsgeschichte** orientieren, ohne unbedingt dem Anspruch zu genügen, diese exakt nachzuzeichnen. Eine genaue Untersuchung der häufig zitierten Quellen für eine Theorie des Performativen (cf. Hempfer, in diesem Band) zeigt, dass diese Quellen häufig unzulänglich aufgearbeitet und verstanden wurden.

(b) Sie sollte als **allgemeine** Theorie für eine Vielzahl von Disziplinen relevant sein und gegebenenfalls auch Theorien einbeziehen, die nicht unter dem Etikett „Performativität“ laufen.<sup>3</sup> Die Auffassung, verschiedene geisteswissenschaftliche Disziplinen hätten unterschiedliche Konzeptionen des Performativen, die lediglich durch „Familienähnlichkeit von Fall zu Fall“ (Wittgenstein) miteinander verwandt sind, steckt m. E. ihre Ziele zu eng, da sie

---

1 Dieser Aufsatz hat viel von Diskussionen mit Sybille Krämer und mit Irmgard Maassen profitiert, denen ich an dieser Stelle danken möchte.

2 Als Beispiel dafür, wie schwer sich einzelne Autor/inn/en tun, den Kern (einer Theorie) des Performativen in einem Satz zu charakterisieren, sei der Eingangssatz eines an sich eindrucksvollen Kapitels über die performative Wende in den Kulturwissenschaften zitiert: „Der *performative turn* lenkt die Aufmerksamkeit auf die Ausdrucksdimension von Handlungen und Handlungsereignissen bis hin zur sozialen Inszenierungskultur“ (Bachmann-Medick, 2006: 104). Auf einen Nenner gebracht, ginge es also um Ausdrucksformen und Inszenierung sowie um Fokussierung dieser Inszenierung von (allen möglichen) Handlungsereignissen, d.h. um einen eher marginalen Aspekt.

3 Das gilt, wie später gezeigt wird, insbesondere für Sprachtheorien, die unter der Bezeichnung ‚usage-based theories‘ diskutiert werden.

von vornherein auf jeden Versuch verzichtet, klare Konturen für die Theorie zu schaffen. Zudem mag die Annahme einer Prototypenstruktur für Alltagsbegriffe gerechtfertigt sein, sie ist es m. E. allerdings nicht für wissenschaftliche Begriffe.

(c) Die grundlegenden Sätze der Theorie müssen so allgemein gehalten sein, dass sie die intuitiv relevanten Phänomene einzelner Disziplinen **subsumieren** können. Die einzelnen Elemente der Theorie müssen in einem klaren, **kohärenten** Zusammenhang stehen. Das bedeutet einerseits, dass nicht alles, was in einzelnen Disziplinen als Charakteristikum des Performativen angesehen wird, in eine allgemeine Theorie aufgenommen werden kann, und andererseits, dass die einzelnen Aussagen über Eigenschaften nicht widersprüchlich sein dürfen, sondern miteinander vereinbar sein müssen. So ist es absolut sinnvoll und verständlich, dass aus der Sicht der Theaterwissenschaft das „Ereignishafte“ (der Aufführung) als fundamental für Performativität angesehen wird (Fischer-Lichte, 2004) und dass J. Butler das Prozesshafte der performativen Identitätskonstitution betont. In einer Typologie von Situationen, die letztlich auf Aristoteles zurückgeht (cf. Mourelatos, 1978), sind Prozesse und Ereignisse allerdings gegensätzliche Typen von Situationen: Ereignisse haben klare zeitliche Konturen und enthalten eine Zustandsänderung, während dies für Prozesse nicht gilt. Daher können das Prozesshafte und das Ereignishafte nicht zugleich zu den zentralen Eigenschaften des Performativen gerechnet werden.

(d) Dabei sind die Begriffe ‚performativ‘ und ‚Performativität‘ relativ **restriktiv** zu handhaben. Eine metonymische Ausweitung der Begriffe für verwandte Phänomene ist nicht unbedingt sinnvoll, wenn für die jeweiligen Phänomene bereits andere, wohletablierte Begriffe zur Verfügung stehen, beispielsweise etwa ‚Deixis‘, ‚Illokution‘, ‚Gestik‘, ‚dialogisch‘, ‚Inszenierung‘, etc.

Diese aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive formulierten Anforderungen lassen es sicherlich nicht zu, alle Ideen und Ansätze zu integrieren, die als „Theorien der Performativität“ diskutiert werden. Dieser Nachteil wird – so hoffe ich – dadurch ausgeglichen, dass die Konturen der Theorie deutlicher werden.

## 1. ZUR GESCHICHTE DES BEGRIFFS

### 1.1. Sprachphilosophie

Geprägt wurde der Begriff ‚*performative*‘ von J. L. Austin im Rahmen seiner posthum veröffentlichten Vorlesungen „How to Do Things with Words“, in denen er die heute allgemein akzeptierte Auffassung vertrat, dass Sprechen immer auch eine Art des Handelns ist. Die Unterscheidung zwischen ‚konstativen‘ (weltbeschreibenden, nach wahr oder falsch beurteilbaren) und ‚performativen‘ (weltverändernden) Äußerungen bzw. Handlungen, die glücken oder missglücken können, die Austin in diesem Zusammenhang einführte, wurde im Laufe der Vorlesungen mit der Feststellung aufgegeben, dass sich keine klaren grammatischen Kriterien für diese Unterscheidung finden lassen, dass auch die sogenannten ‚konstativen‘ Äußerungen glücken oder missglücken können und dass folglich die Handlungsdimension von Äußerungen (‚die Illokution‘ neben dem Weltbezug der ‚Lokution‘) ein Aspekt jeder Äußerung ist.

Nur eine kleine Klasse von Äußerungen wird von Austin und einigen Sprachphilosophen nach ihm (cf. Austin, 1967: 149; Searle, 1969, 1989) weiterhin als **(explizit) performative Äußerungen** ausgezeichnet, nämlich Äußerungen der Form „Ich eröffne hiermit die Sitzung“, „Ich erteile Ihnen hiermit eine Abmahnung“ oder „Ich ernenne Sie kraft meines Amtes zum Minister“. Nur durch solche Äußerungen (typische Form: Subjekt der 1. Person, Präsens, indirektes Objekt der 2. Person, Adverb *hiermit*), die das, was sie besagen, zugleich vollziehen<sup>4</sup>, wird die Wirklichkeit entsprechend den geäußerten Worten verändert. Dazu ist allerdings ihre Einbettung in den Kontext gesellschaftlicher und kultureller Institutionen nötig, in denen z.B. Zuständigkeiten, Rechte, Verpflichtungen und rituelle Formen von Handlungsvollzügen geregelt werden. Nur in diesen Fällen gilt „saying makes it so“. Durch Äußerungen, in denen der Handlungstyp nicht durch das entsprechende Kommunikationsverb (wie z. B. *taufen, ernennen, befehlen, gratulieren, beantragen, eröffnen, garantieren, entlassen*) explizit gekennzeichnet ist und die nicht in den Kontext formaler oder auch informeller Institutionen eingebettet sind, kann zwar auch eine soziale Situation zwischen Gesprächspartnern verändert werden: Die sog. ‚Illokutionen‘, die eine Dimension jeder Äußerung sind, können Verpflichtungen für Sprecher (Versprechen, Garantien, Einladungen, Behauptungen, etc.) oder Hörer (Ratschläge, Anweisungen, Fragen, Bitten, etc.) einführen und positive oder negative Wirkungen auf Hörer/innen ausüben (Komplimente, Lob, Würdigung vs. Drohungen, Beschimpfungen, Kritik). Eine wirklichkeitskonstituierende Kraft im Sinne eines „saying makes it so“ haben solche Äußerungen allerdings nicht. S. Krämer spricht hier von einem schwachen Performativitätskonzept (Krämer, 2010). Darunter wäre dann eventuell auch das subsumierbar, was in der Sprechakttheorie als ‚perlokutionäre Akte‘ bezeichnet wird, d. h. nicht-simultane Wirkungen von Äußerungen auf die Adressat/inn/en, die mit Verben wie *überraschen, erstaunen, verärgern, trösten, betroffen machen, überzeugen, betören, anregen*, etc. bezeichnet werden. In der Literaturwissenschaft werden solche Wirkungen, also die emotionale oder sinnliche Affizierung von Leser/inne/n durch den Text, als ‚funktionale Performativität‘ zum Kernbereich des Performativen gerechnet (cf. Häsner/Hufnagel/Maassen/Traninger, in diesem Band). Dass damit der Begriff erheblich weiter in seiner Extension und somit schwächer in seinen Konturen wird, ist offensichtlich.

Der auf Austin zurückführbare Begriff des Performativen kann also durch folgenden Satz ausbuchstabiert werden:

- (i) Durch sprachliche Äußerungen einer spezifischen Form kann im Kontext (formaler und informeller) gesellschaftlicher Institutionen eine neue Wirklichkeit konstituiert werden. Damit steht ein bestimmter Gebrauch von Sprache und nicht ihre Struktur oder ihre Repräsentationsfunktion im Vordergrund.

---

<sup>4</sup> Es handelt sich hier um mehr als Gleichzeitigkeit. Die relevante Relation ist am treffendsten als eine INDEM-Beziehung zu charakterisieren (Indem man p äußert, tut man q), die als grundlegende Relation jeder Handlungstheorie nicht durch elementarere Relationen expliziert werden kann (cf. Searle, 1969: 24; Goldman, 1971). E. Koschmieder (1945), der als erster auf die besondere Form und Funktion von explizit performativen Äußerungen aufmerksam gemacht hat, spricht hier vom „Koinzidenzfall“.

Durch die o. g. Bedingungen (explizite performative Formeln, Einbettung in institutionelle Kontexte) werden schon von Austin klare und enge Grenzen für diese wirklichkeitskonstituierende Kraft von Äußerungen formuliert. Dass die Erschaffung der Welt oder verschiedener Weltzustände Gott vorbehalten bleibt („Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht.“), bedarf keiner gesonderten Erwähnung. Einen vergleichbaren Wirkungsradius haben explizit performative Äußerungen höchstens noch in Spielen von Kindern („Ich bin jetzt die Polizei, und das ist ein Polizeiauto.“).<sup>5</sup>

Von Relevanz sind diese Grenzen dort, wo bestimmte Behauptungen über andere Menschen oder über geschichtliche Ereignisse als kriminelle Handlungen (Verleumdungen, Beleidigungen, üble Nachrede, Diffamierungen, Holocaust-Lüge) mit Strafen belegt werden, obwohl sie in keiner Weise eine wirklichkeitskonstituierende Wirkung haben und durch Konfrontation mit historischen Fakten als unhaltbar nachweisbar sind. Das Problem besteht hier wohl nicht in der Etablierung einer neuen Sicht der Geschichte, sondern im Tatbestand der Diffamierung. Hier gibt es allerdings einen Übergangsbereich, zu dem nicht nur die Aussagen über erlebte Wirklichkeit in einem psychotherapeutischen Diskurs oder auch die *self-fulfilling prophecies* gehören, sondern auch Werturteile und Bewertungen, wenn sie wiederholt getroffen werden<sup>6</sup> (etwas schlecht/schön reden, jemanden kriminalisieren, etc.) und somit die Wirkung erzielen, die durch den lateinischen Satz *semper aliquid haeret* in ihrer negativen Spielart treffend gekennzeichnet wird. Hier wird vielleicht keine neue Wirklichkeit geschaffen, aber eine neue Sicht etabliert. Ein interessanter Fall sind hier auch die Tatsachenentscheidungen von Schiedsrichtern, die zwar durch Videoaufnahmen in ihrer faktischen Basis widerlegt sein können, aber dennoch die für den Rest eines Spiels und einen Wettbewerb insgesamt relevanten Tatsachen und Folgen etablieren.

Für die weitere Diskussion und den weiteren Ausbau dieser Grundgedanken waren die Arbeiten von Judith Butler von großer Bedeutung. Im vorliegenden Zusammenhang interessieren primär Butlers Ideen zur Sprachphilosophie, d. h. zur Performativität der Sprache. Gegenüber den Grundgedanken Austins hat Butler die Bereiche, in denen sprachliche und andere symbolische Praktiken die Wirklichkeit konstituieren, in mehrfacher Weise ausgeweitet<sup>7</sup>: (a) sprachlich gesehen, von einzelnen Sprechakten auf Diskurse und die damit verbundenen Unterscheidungen, (b) auf nicht-sprachliche symbolische Praktiken des Verhaltens, insbesondere auf Verkörperungen, und (c) referentiell, auf Phänomene der Identitätskonstitution und damit verbundene Bezeichnungen und Kategorisierungen. Indem Butler die Foucault'sche Diskurstheorie durch Anleihen an die Sprechakttheorie erweitert, richtet sie den Blick nicht nur, wie die

---

5 Virtuelle Welten können natürlich auch durch Literatur oder sogar durch elementarere sprachliche Strukturen wie kontrafaktische Bedingungssätze (*Wenn ich der Papst wäre...*) oder durch Satzeinbettung nach welterschaffenden Verben (*Ich träumte/stellte mir vor, dass...*) erzeugt werden. Wenn Austin den Vollzug von Sprechakten im Theater für „void“ (leer) erklärt, übersieht er ihre wirklichkeitskonstituierende bzw. illokutionäre Kraft, die für die fiktionale Welt der konkreten Aufführung gilt (cf. Hempfer, in diesem Band).

6 Auf die Rolle von Wiederholung (Iteration) wird besonders in den sprachphilosophischen Arbeiten von Derrida (1988) und Butler (1990, 1995, 1998) hingewiesen. Für Derrida ist Iterabilität allerdings kein Merkmal des Performativen (cf. Hempfer, in diesem Band).

7 Dass sich J. Butler erst in ihrem Buch *Excitable Speech* (1997) detailliert mit Austin auseinandersetzt, ist für die hier vorgenommene systematische Einordnung nicht von Belang.

Poststrukturalisten vor ihr, auf die **wirklichkeitskonstituierende** Kraft von Diskursen – darauf, ‚wie die Sprache uns spricht‘. Vielmehr bietet sie durch die Hereinnahme der Konzepte der Zitation und Iteration ein Modell an, wie sprachliche bzw. diskursive Praxis **wirklichkeitsverändernd** wirken kann – nämlich durch die Möglichkeit der Variation oder parodistischen Subversion vorgegebener Handlungs- oder Identitätsskripte.<sup>8</sup> Ihre Fokussierung auf die Konstitution von *gender identity* führt zu einer Akzentverschiebung auf ‚bodily acts‘ – körperliches Handeln – und auf die Inszenierung von Alltagshandlungen. Beides wird nun, in Analogiebildung zu performativen Sprechakten, den wirklichkeitskonstituierenden symbolischen Praktiken zugeschlagen. Geschlecht – tatsächlich jegliche Identität – ist demnach nicht ontologisch vorgegeben, sondern Ergebnis kultureller Praxis (*performing/doing gender*).<sup>9</sup> Dabei ist besonders die subversive Re-Signifikation von ‚gendered acts‘ auf ständige Wiederholung angewiesen und führt stets nur zu einer Annäherung an ein Ideal und nie zu einem Abschluss. Butler revidiert damit die konventionelle Vorstellung von Identität: Anstatt Identität als naturgegebenen Zustand (K. ist ein Mann /eine Frau) zu betrachten, wird sie als Produkt einer Strukturierung durch wiederholte Handlungen definiert, d.h. als ein Prozess aufgefasst, der sich seinem Ziel immer nur annähert. Es erfolgt eine Umkehr der Fokussierung von einer zugrundeliegenden Essenz oder Tiefe (biologisch gegebenes Sein) auf die Oberfläche (Verhalten). Der wesentliche Beitrag von Butler zur Theorie der Performativität kann in etwa folgendermaßen zusammengefasst werden:

- (ii) Die wirklichkeitskonstituierende Wirkung sprachlicher Handlungen zeigt sich auch in Diskursen und symbolischen Praktiken allgemein und betrifft auch als ‚essentiell‘ oder naturgegeben begriffene kategoriale Unterscheidungen und damit verbundene Normen. Die in dominanten Diskursen konventionalisierten Unterscheidungen und Bewertungen können jedoch nur durch Wiederholung, durch Iteration, gegenläufiger Handlungen verändert werden.

Die zahlreichen neueren Untersuchungen zu verbalen Aggressionen („hate speech“, „harmful speech“, „verbal aggression“) berufen sich z. T. auch auf Austin und Butler (1997), soweit sie an den anthropologischen Voraussetzungen und den rhetorischen Strategien interessiert sind<sup>10</sup> (cf. Herrmann & Krämer & Kuch (eds.)

---

8 Das Gemeinsame von Austin und Butler darin zu sehen, dass beide den „Vollzug performativer Akte als ritualisierte Aufführungen“ begreifen und dass „Aufführungen sowohl Austin als auch Butler geradezu als Inbegriff des Performativen erscheinen“ (Fischer-Lichte, 2004: 41), halte ich nicht für gerechtfertigt. Bei Austin ist *performance* eher als ‚Ausführung‘ und nicht als ‚Aufführung‘ zu übersetzen, und für diese Ausführungen gibt es konventionelle Verfahren. Das gilt nicht in gleichem Maße für die *gendered acts* oder *re-significations* von Butler, aber bei Butler liegt die unterminierende Kraft der *gendered acts* (eigentlich ‚gendering acts‘) in ihrem parodistischen Potential – das Zitieren, Nachahmen, wird bewusst gemacht, das geht nur mit ostentativer Einhaltung und Übersteigerung der Konventionen.

9 „Gender identity is performative, which means [...] that it is real only to the extent that it is performed.[...] If gender attributes, however, are not expressive but performative, then these attributes effectively constitute the identity they are said to express and reveal.” (Butler, 1990: 278-9)

10 In den zahlreichen Arbeiten der Sozialwissenschaften zu dieser Thematik geht es vor allem um Gefährdung des Zusammenhalts in einer multikulturellen und pluralistischen Gesellschaft durch rassistische, sexistische und altersbezogene verbale Aggressionen.

(2007); Krämer & Koch (eds.), (2007)). Im Mittelpunkt steht hier das Phänomen, dass verbale Akte zu seelischen, psychosomatischen und sogar körperlich manifesten Verletzungen führen können. Bei Austin und in der Sprechakttheorie allgemein wird diese Thematik über die perlokutionären Akte, die zeitlich versetzten Wirkungen von sprachlichen Handlungen, angesprochen, die positiv (Trost, Ermunterung), aber auch negativ und destruktiv (Beleidigung, Spott, Demütigung) sein können. Butler widmet sich dem Thema der verbalen Aggression vor allem in dem Buch *Excitable Speech* (1997) und diskutiert primär Fragen diskriminierender Kategorisierung. Zu den zentralen Aussagen des Buches gehört auch die These, dass diskriminierende und beleidigende Konnotationen aus Bezeichnungen eliminiert werden können, wenn die entsprechenden Termini wie z. B. *queer*, *gay*, *homosexual* in positiven Kontexten iterativ umkodiert werden. Durch Iteration in positiv konnotierten Kontexten erfolge eine ‚Re-inskription‘. Auch hier zeigt sich die Macht des Performativen in der Überschreitung des Symbolischen zum Realen, entweder mit verletzender oder mit wohltuender Wirkung. Sprache und andere symbolische Praktiken sind Instrumente, die für beide Zwecke eingesetzt werden können.

## 1.2. Theaterwissenschaft

Der Begriff des ‚Performativen‘ als Kernbegriff der heutigen Theaterwissenschaft ist, wie die Ausführungen von Fischer-Lichte (2004) zur Ästhetik des Performativen zeigen, m. E. nicht geradlinig mit Austin oder Butler verknüpfbar oder vermittelbar und entstammt einem anderen Diskurszusammenhang. In Analogie zu den Thesen der beiden Philosophen könnte man natürlich sagen, dass das Theater fiktive Welten erzeugt. Aber dies wäre eine Analogie, die keine neuen Horizonte eröffnet. Um die Verbindung zwischen philosophischen Sprachreflexionen und theaterwissenschaftlichen Performanzdebatten herzustellen, ist nach meiner Überzeugung eine sprachwissenschaftliche Unterscheidung als Bindeglied wichtig, die in den fünfziger und sechziger Jahren zusammen mit der Theorie der generativen Grammatik, in die sie eingebettet war, ein großes Echo in den Geisteswissenschaften fand: Chomskys Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz. Nach Auffassung Chomskys liegt jeder Äußerung, jedem Sprechen oder konkreten Sprachgebrauch – mit der Theatermetapher *Performanz* bezeichnet –, unsere Kompetenz zugrunde, d.h. unser unbewusstes Wissen über die Prinzipien der Kombinatorik unsere Sprache. Performanz ist für Chomsky die durch kontingente Faktoren wie Aufmerksamkeit, Einschränkungen des Kurzzeitgedächtnisses, körperliche Verfassung, emotionale Involviertheit, etc. beeinflusste Aktualisierung des zugrundeliegenden Regelsystems. In der theaterwissenschaftlichen Performativitätsdiskussion spielt allerdings nicht das von Chomsky beschriebene Verhältnis zwischen Kompetenz und Performanz eine Rolle, sondern die Unterscheidung als solche, und zwar unter genauer Umkehrung der hierarchischen Ordnung zwischen Kompetenz und Performanz, wie sie in der Generativen Grammatik Chomskys postuliert wird.

Hier ist der Ausgangspunkt der Performativitätsdebatte in der Theaterwissenschaft zu sehen: Es geht um die Inversion der traditionellen Sichtweise, die dem Dramentext gegenüber seiner Inszenierung und Aufführung den Primat einräumt, im Sinne einer Akzentverlagerung, die die räumlich und

zeitlich situierte und damit flüchtige Aufführung in den Mittelpunkt rückt. Gleichzeitig wird die Kategorie der Aufführung von der Domäne des Theaters auf andere kulturelle Praktiken und sogar Alltagsphänomene ausgeweitet. Für diese als zentral betrachtete Aufführung sind nach Fischer-Lichte (2004) u. a. folgende Bedingungen konstitutiv: die Ko-präsenz und Interaktion von Akteuren und Zuschauern, die Erfahrung eines Ereignisses als gegenwärtig und flüchtig, sowie das Hervorbringen einer nicht andernorts vorgegebenen Bedeutung im Verlauf des Aufführens. Diese Konzeption des Theaters kann sich m.E. nicht einfach auf die sprachphilosophischen Reflexionen von Austin und Butler berufen, sondern sie beruht grundsätzlich auf einer Umkehrung des traditionellen Verhältnisses zwischen ‚Tiefenstruktur‘ (Text des Kunstwerkes) und ‚Oberfläche‘ (im *hic et nunc* verankerte Aufführung) und wird dann durch die genannten Eigenschaften für die Ästhetik des Theaters weiter spezifiziert. Analoges gilt für das Musiktheater und das Konzert, bei denen eine performative Perspektive all das in den Mittelpunkt rückt, was nicht in einer Partitur festgeschrieben ist (cf. C. Risi, 2010). Die Aufzeichnung einer Aufführung ist demgegenüber keine Aufführung, ebenso wenig wie im Englischen die im Präteritum oder im Präsens des progressiven Aspekts gegebene Erklärung einer explizit performativen Äußerung eine explizit performative Äußerung ist.<sup>11</sup>

Bevor ich auf eine bei aller Unterschiedlichkeit des untersuchten Gegenstandes vergleichbare Auffassung von Sprache und Sprachwissenschaft eingehe, soll noch einmal der Beitrag der Theaterwissenschaft zur Theorie der Performativität in der Sicht von Fischer-Lichte (2004) festgehalten werden:

- (iii) Performative Theorien sind dadurch gekennzeichnet, dass sie die Wirkungsrichtung zwischen Tiefen- und Oberflächenstruktur, zwischen Regel und Anwendung oder zwischen Text und Aufführung umkehren oder zumindest durch eine bidirektionale Dynamik ersetzen. Sie tendieren so zu einer Fokussierung der Oberfläche, der Realisierung bzw. der Aufführung. Gegenüber traditionellen essentialistischen Auffassungen, nach denen der innere Kern die Bedeutung enthalte, erfolgt eine Rehabilitierung der Oberfläche.

Den allgemeinen Kern des Performativitätsbegriffes sehe ich also in der Umkehrung der traditionellen Sicht vom Primat des zeitlosen Werkes gegenüber seiner flüchtigen Aufführung und nicht in den Bedingungen, die als konstitutiv für eine Aufführung gesehen werden. Auf andere Disziplinen sind die zuletzt genannten Bedingungen ebenso wenig übertragbar wie die Bedingungen des Glückens von Sprechakten Austins und Searles auf die Theaterwissenschaft.

Wie aus ~~der vorausgehenden~~ These (iii) hervorgeht, handelt es sich bei der Rehabilitierung der Oberfläche primär um eine Akzentverschiebung, die sich in Form einer bidirektionalen Dynamik zwischen Tiefe und Oberfläche oder auch als

---

11 Das wird z.B. im folgenden Dialog aus J.M. Coetzee, *Disgrace* (1999: 58) veranschaulicht, in dem es um die Interpretation bzw. Typisierung des Entwurfs einer Erklärung geht, die ein ‚Angeklagter‘ (D) abgeben soll. M: “You are not being instructed to repent.[...]You are being asked to issue a statement“ - D: “Am I being asked to issue an apology about which I may not be sincere?“ – M: “[...]The criterion is whether you are prepared to acknowledge your fault in a public manner and take steps to remedy it.” Dieser Erklärungsversuch für einen im Textentwurf vorgesehenen Sprechakt wird im Englischen nicht im einfachen Präsens, sondern in der Progressivform des Präsens ausgedrückt.

Betonung der Wirkungsrichtung von der Oberfläche auf die Tiefe manifestieren kann. Nur im Extremfall wird man auf diese begriffliche Opposition ganz verzichten können, so wie bei der *Performance*-Kunst oder beim *happening*, wo es kein zugrundeliegendes Skript gibt. Gelegentlich ist von der Möglichkeit einer flachen Ontologie, d.h. einer völligen Aufgabe der Unterscheidung zwischen Sprache und Sprechen, auch in der Sprachphilosophie die Rede (cf. Krämer & König, 2002). Über die Problematik dieser Position wird später zu reden sein. Hier soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass etliche Schlüsselbegriffe in der Performativitätsforschung selbst da noch implizit die Annahme von einer zugrundeliegenden Struktur bewahren, wo sie den Akzent auf die von der Struktur losgelösten Manifestationen verschieben. Sowohl die ‚Inszenierung‘ als auch die Rede von ‚*performance*‘ im Sinne von ‚Leistung‘ oder Virtuosität (‚remarkable for its performance‘) beziehen sich auf die Realisierung oder Aufführung eines Potentials, Schemas oder Textes. Als ‚Emergenz‘ werden Effekte und Resultate bezeichnet, die von zugrundeliegenden Schemata und ihrer Realisierung nicht völlig determiniert werden, und als ‚serendipity‘ unerwartete, d.h. im Skript nicht vorgegebene, ‚Funde‘ im Prozess einer Ausführung und Suche. Ebenso kann man von ‚Transgressionen‘ nur bezogen auf ein Schema bzw. einer vorgegebenen Struktur sprechen. Und nach einer weitverbreiteten Auffassung sind viele Veränderungen das Resultat einer Reihe von minimalen Überschreitungen, die dann als Makroeffekt einen kreativen Akzent setzen können.

Einige Beispiele können hier verdeutlichen, welche Konsequenzen die Akzentverschiebung von einer als essentiell begriffenen, zugrundeliegenden ‚Tiefenstruktur‘ (Schema, System, Ontologie) zu einer Manifestation (Anwendung, Gebrauch) für einzelne Begriffe und Phänomene hat. So steht z.B. einem essentialistischen Begriff kollektiver Identität, der durch ethnischen Hintergrund, Geschichte, Religion, Kultur, Sprache, etc. bestimmt ist, eine Konzeption gegenüber, die im wesentlichen durch Handlungen der Identifikation mit bestimmten kulturellen Werten oder auch mit sprachlichen Normen (in Dialekten, in der Jugendsprache, etc.) bestimmt wird. An die Stelle einer Konzeption von Räumen als durch geographische oder bauliche Gegebenheiten begrenzt kann eine Konzeption treten, in der Räume durch die Bewegung eines handelnden Subjekts oder durch sprachliche Raumdeixis erschlossen und etabliert werden. Gegen Konzeptionen von Gefühlen als mentale und/oder körperliche Zustände kann eine Konzeption gestellt werden, die Gefühlshandlungen bzw. die rituelle Produktion von Gefühlen (Trauerrituale, Rituale des Liebeswerbens, etc.) betont. In der Literaturwissenschaft lässt sich die Auffassung, dass Textbedeutung im Text verankert und durch geeignete Methodik zu eruieren sei, einer Auffassung gegenüberstellen, die die historisch und kulturell situierte Rezeption durch Leseakte in den Mittelpunkt der Interpretation rückt. Bei Gemäldeausstellungen könnte man die Aufmerksamkeit weniger auf die Menge und Qualität der Exponate als vielmehr auf ihre kontextuelle Einbettung und Anordnung richten. Irit Rogoff spricht in diesem Zusammenhang in verschiedenen Publikationen von Ereignissen des Wissens auf der Bühne der Ausstellung. In den Sozialwissenschaften, um ein letztes Beispiel zu nennen, löst die Vorstellung einer durch Rituale sich selbst in ständigem Prozess definierenden Gemeinschaft die Vorstellung ab, dass Gemeinschaft durch essentielle Eigenschaften (Verwandtschaft, gemeinsame Religion, Ethnie) definiert sei.



### 1.3.Ritualtheorie

Damit ist neben Sprachphilosophie und Theaterwissenschaft eine weitere Quelle für die Entwicklung von Konzeptionen und Theorien der Performativität angesprochen, die Ethnologie und Soziologie. Insofern sich diese Disziplinen mit Ritualen beschäftigen, hat der Begriff der ‚*performance*‘ für sie schon lange eine zentrale Rolle gespielt. Systematisch betrachtet, steht die Ritualforschung als Ausgangspunkt für eine Theorie des Performativen zwischen den beiden anderen Quellen, da es ihr einerseits um Schaffung einer veränderten Wirklichkeit geht (Regelungen und Transformationen an Übergängen des individuellen und gesellschaftlichen Lebens), andererseits aber ein zugrundeliegendes Skript – sofern es existiert – eher eine marginale Rolle spielt. Rituale regeln mit individuellen Statusänderungen und gesellschaftlichen Übergängen verbundene Gefährdungen oder Bedrohungen der sozialen Ordnung. Von Zeremonien unterscheiden sie sich dadurch, dass sie verändern, transformieren. In der Literatur werden häufig zwei Grundfunktionen von Ritualen unterschieden: (i) zeitliche und räumliche Übergänge im Leben von Individuen und Gemeinschaften zu regeln – zu solchen *rites de passage* (van Gennep, 1909; Bourdieu, 1982) sind z. B. Ernennungen, Beförderungen, Konfirmation, Heirat, Beerdigung, etc. zu rechnen. Und (ii) Gemeinschaften zu stiften, zu stabilisieren und zu erneuern, was sich in Umzügen, Paraden, Gottesdiensten, Festen, Unterricht, aber auch in gemeinsamen Mahlzeiten und einem Schwatz mit den Nachbarn manifestieren kann. Bei der Struktur von Ritualen werden durch van Gennep (1909) und Turner (1987, 2005) drei Phasen unterschieden: (a) die Trennungsphase (*rites de séparation*), die der Auflösung der alten Ordnung dient, (b) die Schwellen- oder Transformationsphase (*rites de marge*), die durch Liminalität und eine labile Zwischenexistenz gekennzeichnet ist, und (c) die Inkorporationsphase (*rites d’agrégation*), die die neue Ordnung herstellt (cf. Bachmann-Medick, 2006: 115).

Zusammenhänge zwischen Theater und Ritualen zeigen sich besonders dann, wenn einerseits der Aufführungscharakter von Ritualen betont wird und andererseits die ästhetische Erfahrung im Theater als Schwellenerfahrung charakterisiert wird. Dabei spielt natürlich auch das Moment der Inszenierung in beiden Bereichen eine Rolle. Vergleiche mit neueren *usage-based* Sprachtheorien, auf die ich noch eingehen werde, zeigen, dass die in Anthropologie und Ethnologie vom linguistischen Strukturalismus übernommene Unterscheidung zwischen ‚emisch‘ (phonemisch) und ‚etisch‘ (phonetisch), also zwischen beobachtbaren Handlungsvollzügen (‚etisch‘) und dem dahinterliegenden System (‚emisch‘), zu einer klaren Verlagerung auf die beobachtbaren Handlungsvollzüge führt. Diese Ansätze vermeiden vorschnelle Deutungen und voreilige Formulierung von theoretischen Konzepten für die empirische Arbeit und werden so eher der Vielfalt möglicher Erscheinungsweisen sozialer Phänomene gerecht. Besonders deutlich zeigt sich die marginale Rolle eines bedeutungstragenden Skripts auch bei ritueller (phatischer) Kommunikation, bei der nicht der Austausch von Kommunikation, sondern die Beziehungen zu den Adressat/inn/en im Vordergrund stehen. Beim Erlernen einer Fremdsprache gehört dieser Aspekt zu den schwierigsten, weil er nur zu einem geringen Teil über erlaubte bzw. auszuschließende Inhalte (Tabus, ‚Fettnäpfchen‘) und vor allem über Praxis gelernt werden kann.

- (iv) Zu den Quellen einer allgemeinen Theorie der Performativität gehört auch die Ritualtheorie der Sozialwissenschaften, in der

die wirklichkeitstransformierende Kraft symbolischer Praktiken im Mittelpunkt der Diskussion steht und die körperlichen und verkörperten Vollzüge eine zentrale Rolle einnehmen, während die Vorstellung von einem zugrundeliegenden, bedeutungstragenden Skript eher von marginaler Bedeutung ist.

Mit den eben skizzierten Theorien, Konzeptionen und Thesen sind die wichtigsten Wurzeln und konzeptuellen Grundlagen einer allgemeinen Theorie der Performativität genannt. Dabei sind die sprachphilosophischen Wurzeln und diejenigen, die aus den theaterwissenschaftlichen Performativitätsdebatten hervorgegangen sind, durchaus zu unterscheiden. Die Wurzeln aus der Ritualforschung nehmen dagegen eine Mittlerstellung ein. Damit ist allerdings nicht gesagt, dass keine übergreifenden Gemeinsamkeiten bestehen. Das, was nach Austin wirklichkeitskonstituierend ist, sind Äußerungen, also in bestimmte Situationen eingebettete Sätze (Sprechakte, *parole*). Jeder explizit performative Sprechakt ist eine Performanz, dessen Bedeutung in erster Linie in der dadurch vollzogenen Handlung zu suchen ist. Auf die Umkehrung der traditionellen Hierarchie zwischen essentiell gegebener Identität und den Manifestationen dieser Identität wurde schon oben hingewiesen. Andererseits betonen die referierten Thesen von Fischer-Lichte das Hervorbringen von Bedeutungen und Schwellenerfahrungen durch zeitlich-räumlich situierte Aufführungen. Eine Fokussierung auf die Form von Aufführungen führt zum Konzept der Inszenierung.

## 2. MANIFESTATIONEN VON PERFORMANZ

Weitere Aspekte des Performativen kommen dadurch in den Blick, dass jede Performanz, jede Aufführung, Realisierung, etc. in einem Medium stattfindet, während man diesen Aspekt bei dem zugrunde liegenden Werk, Schema oder ‚Skript‘ vernachlässigen kann. Durch diese Ausweitung der Perspektive erfolgt eine ‚Asthetisierung‘ des Performativitätskonzepts (S. Krämer, 2004, 2009). Aus der Sicht der Sprachwissenschaft und sicher auch der Theaterwissenschaft geht es bei dieser Medialität um alle Systeme des Signalisierens von Bedeutung durch körperliche Instrumente der Sprecher/innen und die Wahrnehmung dieser Signale: Stimme, Gestik, Mimik, Körpersprache (cf. Clark, 1966). In diesem Sinne ist Sprechen verkörperte Sprache, und die erwähnten Medien sind Spuren von Körpern. Nun ist allerdings auch bei verkörperten Signalen und Zeichen ein systematischer Aspekt von einem Gebrauchsaspekt zu unterscheiden. Die Stimme ist einerseits ein Potential (Unterscheidung von Typen nach Stimmlage: eine Altstimme, eine Basstimme, eine tiefe, dunkle, Stimme; nach Wirkungen: eine beruhigende Stimme, aufregende Stimme, etc.), andererseits wird dieses Potential in konkreten Situationen des Sprechens oder des Singens von einem Individuum eingesetzt und signalisiert eine Fülle von Informationen als Teil der jeweiligen Mitteilung (z. B. durch Intonation<sup>12</sup>), aber auch über den Besitzer/die Besitzerin der jeweiligen Stimme. Insofern ist es lediglich der unsystematische, individuelle Überschuss, der zu dem eigentlich Performativen an der Stimme gerechnet

---

12 Bei Intonation sind sprachspezifische, systematische Aspekte von nicht-konventionalisierten paralinguistischen Verwendungen zu unterscheiden.

werden kann. Abstrahiert von jeder Individualität ist die Stimme ein Medium in Opposition zu Schrift oder Gebärde.

Analoges gilt für Gesten, die in der Form von Gebärdensprachen vollständig konventionalisiert sein können, als Gestik im engeren Sinn jedoch nur zum geringen Teil konventionalisierte Elemente enthalten (die sogenannten Embleme, wie z. B. der sogenannte deutsche Gruß, das Hin- und Herbewegen des Zeigefingers mit der nach außen gekehrten inneren Handfläche zum Ausdruck der Negation, etc.) und trotz einiger genereller Formeigenschaften (Ikonizität) und Verwendungsbedingungen zum großen Teil individueller und nationaler Variation unterliegen. Ob in der Analyse der Interaktion von Sprechen und Gestikulieren ein modularer Ansatz (Kenyon) einem nicht-modularen Ansatz (D. McNeill) überlegen ist und was genau Gestik zur Bedeutung und zur Genese einer Äußerung beiträgt, bedarf noch eingehender Untersuchung. Klar ist dagegen, dass die Möglichkeit, Gesten in der Kommunikation einzusetzen, die Formulierung schwieriger Tatbestände erleichtert. Versuche haben gezeigt, dass Menschen, deren Hände gefesselt sind, größere Schwierigkeiten haben, sich verbal adäquat auszudrücken. Überindividuelle Variation bei der Gestik gibt es in der Größe des Raumes, der durch Gestik eingenommen wird, z.B. ob sie sich auf den Raum vor dem Oberkörper beschränkt oder darüber hinausreicht. Südeuropäer gestikulieren im Allgemeinen raumgreifender als Nordeuropäer. In Aufführungen und *Performances* tritt all das, was man als Körpersprache im weitesten Sinn des Wortes bezeichnen kann, in den Blickpunkt des Interesses und wird zum Auslöser und sichtbaren Träger von Bedeutung und ästhetischer Qualität. Gesichtsausdruck (Mimik) und Körperhaltung (Körpersprache) sind ebenfalls Instrumente der Kommunikation, wenn auch mit geringerer Ausdruckskraft als die beiden vorher erwähnten, wobei Mimik eher zum Ausdruck von Gefühlen und Körperhaltung eher zum Ausdruck bzw. zur Erzeugung von sozialen Beziehungen, insbesondere von Machtverhältnissen, eingesetzt wird. In der Sprachwissenschaft stehen seit jeher – entgegen der Auffassung Derridas – das Instrument der Stimme und die von ihr hervorgebrachte gesprochene Sprache im Mittelpunkt des Interesses. Schrift wird demgegenüber als mangelhafte Repräsentationsform angesehen, in der Intonation und Fokussierung nur z. T., durch die sogenannten Satzzeichen, durch Fettdruck oder durch Großbuchstaben gekennzeichnet werden können. Gestik, Mimik und Körperhaltung haben allerdings in der Praxis linguistischer Analysen eine eher marginale Rolle gespielt und werden heute oder vor allem in Teilbereichen (Gestikforschung, Konversationsanalyse) intensiver untersucht.

Nachdem nun im vorausgehenden Absatz gezeigt wurde, dass bei allen Modalitäten des Signalisierens von Bedeutung, also auch bei Gestik, Mimik und Körpersprache, zwischen systemhaften Eigenschaften und Performation mit individueller Variation zu unterscheiden ist, ist im Rahmen einer Theorie noch einmal die Frage zu stellen, ob bei Gestik, Mimik und Körpersprache das Systemhafte eine geringere Rolle spielt als bei dem durch das Instrument der Stimme und Artikulation hervorgebrachten Sprechen. Ist Gestik, Mimik und Körpersprache in größerem Maße der Oberfläche, der spontanen Emergenz von Bedeutung zuzurechnen als gesprochene Sprache? Ich neige zur Auffassung, dass es keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen den vier genannten Modalitäten der Erzeugung von Bedeutung gibt. Anders ausgedrückt, Gestik, Mimik und

Körpersprache sind nicht „performativer“ als Sprechen<sup>13</sup>. Wie könnte auch Bedeutung überindividuell erzeugt und verstanden werden, wenn es keinen systematischen Anteil an den verwendeten Formen gäbe? Allerdings ist das Systemhafte bei Gestik, Mimik und Körpersprache wesentlich schwieriger zu fassen als bei gesprochener Sprache. Als weiteres zentrales Problem kommt hinzu, dass die genannten Modalitäten beim Sprechen in komplexer Weise interagieren. Dabei bilden in der nicht-modularen Auffassung von David McNeill (1992) Artikulationseinheiten und Gestiksequenzen komplexe, nicht voneinander trennbare Einheiten, die seiner Auffassung nach ganzheitlich zu analysieren sind. In diesem Zusammenhang muss auch die in der Literaturwissenschaft verbreitete Auffassung erwähnt werden, dass der Körper sich gegenüber der Sprache (als Schema oder Norm) subversiv verhalte, weil er einen Überschuss an Bedeutung mit einbringt, der die Proposition übersteigt, konterkariert oder parodiert. Irreführend an dieser Auffassung ist, dass diese Gegenläufigkeit der Normalfall ist, richtig ist, dass diese Möglichkeit besteht. Allerdings besteht diese Möglichkeit des Subversiven bereits bei den zwei Aspekten der Artikulation von Stimme, d.h. bei den segmentalen Einheiten (Wörter, Sätze) und den damit verbundenen prosodischen Einheiten, der Intonation. Auch Intonation kann z. B. als Ironiesignal eine Proposition, die sie begleitet, konterkarieren und untergraben.

### 3. PERFORMATIVE KONZEPTIONEN VON SPRACHE

Nur eine allgemeine Explikation des Begriffs ‚performativ‘ und eine allgemeine Theorie der ‚Performativität‘ lassen erkennen, dass es auch in der Sprachwissenschaft, über die Auffassung von dem Handlungscharakter von Äußerungen hinaus, Diskussionen und Konzeptionen von Sprache und Sprachwandel gibt, die sich unter diese Begriffe subsumieren lassen. Der Terminus ‚performativ‘ wird hier allerdings nicht verwendet, sondern man spricht von ‚usage-based theories‘ oder ‚performance-based theories‘, von ‚frequency effects‘ und von Graden des ‚entrenchments‘. Diese *usage-based theories* wenden sich gegen die Auffassung, dass Sprachstruktur vom Sprachgebrauch unabhängig sei, wie sie in der strikten Trennung von *langue* und *parole* des Strukturalismus und der Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz der Generativen Grammatik zum Ausdruck kommen. Allerdings wird nicht von allen Vertretern gebrauchsorientierter Sprachtheorien die Unterscheidung von ‚System (*langue, competence*)‘ und ‚Gebrauch (*parole, performance, Sprechen*)‘ völlig aufgegeben, aber die Auffassung, dass die performative Perspektive die Möglichkeit einer flachen Ontologie einschließt, in der diese Opposition aufgegeben werden kann (cf. Krämer, 2002), findet in der Sprachwissenschaft und m.E. auch in der Sprachphilosophie zunehmend mehr Befürworter. Nach dieser Auffassung sind Strukturen einem ständigen Prozess der Strukturierung bzw. Adaption an Erfordernisse von Sprachgebrauch und verbaler Interaktion unterworfen. Sie sind

---

<sup>13</sup> I. Maassen hat mich darauf hingewiesen, dass diese Sicht der Auffassung der Textwissenschaft entgegensteht, die in der Akzentuierung des Körpermediums, als das was den Schrifttext kontextualisiert und individualisiert, allein schon ein Merkmal des Performativen sieht.

fließend, instabil und z. T. emergent (cf. Hopper, 1987) und keine vom Sprachgebrauch unabhängig existierende Matrix (cf. Bybee & Hopper, 2001).

Wesentliche Grundlagen von gebrauchorientierten Sprachtheorien wurden in den 80er Jahren von P. Hopper (1987), J. Bybee (Hopper & Bybee, 2001), von J. Dubois (1985) und T. Givon entwickelt, die sich ihrerseits auf ein grundlegendes Werk von P. Zipf berufen (Zipf, 1965).<sup>14</sup> Was aber in allen diesen Ansätzen betont wird, ist der Primat des Gebrauchs, der Oberfläche und die Wirkungsrichtung vom Gebrauch (*performance, parole*) zum System (*competence, langue*), oder anders ausgedrückt, vom Gebrauch zur Verfestigung und Konventionalisierung in einem System.<sup>15</sup>

Erfahrung von Sprachgebrauch und somit Frequenzeffekte sind ein wesentlicher Bestandteil der gebrauchorientierten (*usage-based*) Theorien, die Grammatik als die kognitive Organisation der sprachlichen Erfahrung von Sprechern betrachten („grammar is the cognitive organization of one’s experience with language“, Bybee 2006: 711). Dabei spielt die Tokenfrequenz von sprachlichen Elementen (v.a. von Konstruktionen) eine entscheidende Rolle, weil die wiederholte Erfahrung mit ihnen unser sprachliches Wissen (schon im Spracherwerb) prägt, dessen wichtigstes Merkmal die Unterscheidung von konventionalisierten und nicht- konventionalisierten Mustern und Strukturen ist. Unter Frequenzeffekten versteht man das Phänomen, dass die Erscheinungshäufigkeit sprachlicher Elemente aller Ebenen (Phonologie, Morphologie, Syntax, Semantik etc.) eine enorme Auswirkung auf die Sprachstruktur hat (Haspelmath 2002: 237). Nach Haspelmath (2002) hat die Tokenfrequenz eines sprachlichen Elements drei Effekte auf die Benutzer von Sprache, die die Sprachverarbeitung beeinflussen: a) Vorhersagbarkeit: häufige Ausdrücke sind vorhersagbarer, weil ihr Vorkommen wahrscheinlicher ist; b) stärkere Erinnerung (*memory strength*): häufige Ausdrücke werden besser memoriert; c) schnellerer Abruf (*fast retrieval*): häufige Ausdrücke werden schneller abgerufen als seltene Ausdrücke. Diese Auswirkungen von Häufigkeit auf die Sprachverarbeitung haben ihrerseits Rückwirkungen auf die Sprachstruktur bzw. sprachliche Form: Einerseits werden häufig gebrauchte Ausdrücke formal reduziert und in ihrem Verwendungsradius stark erweitert. Andererseits bleiben morphologische Unregelmäßigkeiten, wie man sie z. B. bei den unregelmäßigen (starken) Verben der germanischen Sprachen findet (*gehen – ging – gegangen* vs. *glauben – glaubte – geglaubt*), oder Suppletivformen wie engl. *went* nur bei hochfrequenten Ausdrücken, d.h. dem alltäglichen Wortschatz, erhalten, um nur zwei klare Beispiele zu nennen. Aus diesen Eigenschaften ergibt sich die Möglichkeit, Frequenz zur Erklärung von wesentlichen Eigenschaften sprachlicher Strukturen heranzuziehen, auch wenn dieses Phänomen nicht als letzte Erklärung gelten kann, sondern z. T. selbst als *explanandum* betrachtet werden muss. Welche Konsequenzen diese Auffassung in der sprachwissenschaftlichen Theoriediskussion hat, soll hier im Zusammenhang mit zwei weiteren zentralen Themen der Sprachwissenschaft erläutert werden: (a)

---

14 Die Entwicklung der Korpuslinguistik seit Anfang der 90er Jahre illustriert diese Tendenz.

15 Dass man auch im Theater von einer Wirkungsrichtung ‚Aufführung > Text‘ sprechen kann, in Analogie zur Sprache, wird bei Fischer-Lichte (2004) nicht ins Auge gefasst, erscheint mir aber durchaus bedenkenswert. Nach stark innovativen, pointierten und provokanten Inszenierungen und Aufführungen kann sich auch unsere Sicht eines Dramas radikal verändern.

dem Phänomen des Sprachwandels, und (b) dem Thema Sprachvergleich und Sprachtypologie.

Bei der Untersuchung des Sprachwandels stand in den letzten Jahrzehnten vor allem die Genese und Entwicklung von Grammatik im Mittelpunkt des Interesses. In der relevanten Theoriediskussion stehen sich zwei Auffassungen von den Ursachen des Grammatikwandels gegenüber. Nach Auffassung der von Chomsky geprägten generativen Theorie entsteht Sprachwandel im Spracherwerb. Im Erwerb der Muttersprache können die Regelsysteme des Sprachgebrauchs der Elterngeneration durch die Kinder anders rekonstruiert werden. Diese Rekonstruktion ermöglicht zwar immer noch die bei den Eltern beobachteten Äußerungen, lässt aber als Folge von Re-analysen auch neue Strukturen und Konstruktionen zu. Demgegenüber betonen Funktionalisten und Anhänger gebrauchsorientierter Theorien des Sprachwandels, dass die Veränderung von Sprache Folge des Sprachgebrauchs ist. Sprachhandlungen auf der individuellen Ebene sind nach dieser Auffassung zwar zielgerichtet, der sich daraus entwickelnde häufige Gebrauch bestimmter Sprachformen folgt jedoch anderen, übergeordneten Gesetzmäßigkeiten, denen selbst keinerlei Absicht zugrunde liegt. Im Bestreben, innovativ und kreativ zu sein, werden die Regeln des zugrundeliegenden Systems überdehnt, und als Folge vieler Mikroereignisse dieses Typs entsteht als Makroeffekt allgemeiner Sprachwandel, gleichsam als Wirkung der unsichtbaren Hand (Keller, 1994). Diese Transgressionen im Gebrauch sind dabei immer relativ subtil, relativ geringfügig und fallen somit kaum ins Auge. Sie unterscheiden sich darin von den deutlichen, weitgehenden Transgressionen experimenteller Dichtung, wie man sie in der englischen Literatur etwa bei e.e. cummings oder Emily Dickinson findet (cf. König, 2007), oder von eklatanten Überschreitungen sozialer Normen, die nach weitverbreiteter Auffassung von Soziologen eher zu deren Stabilisierung als zu Veränderungen führen (Hahn, 2002). Als Beispiel sei hier die Entwicklung in der Verwendung des Verbs *gehören* genannt, das sich von einem Verb zum Ausdruck des Besitzes (*Dieses Fahrrad gehört Paul*) zu einem Hilfsverb zum Ausdruck von Normen bezogen auf negativ bewertete Zustände wandelte (*Dieser Mann gehört bestraft*). Dabei spielt als ein Zwischenschritt die Verwendung eine Rolle, die die Zugehörigkeit zu einem Ort ausdrückt (*Dieser Mann gehört ins Gefängnis*) bzw. von den entsprechenden Transporten an diese Orte (*Der Mann gehört ins Gefängnis eingesperrt*), eine Verwendung, die dann in Richtung von Zuständen ausgeweitet wurde: *Der Mann gehört eingesperrt* (cf. Stathi, 2007). Durch die Häufigkeit der Verwendung wird die kontextuelle Bedeutung konventionalisiert.

Performative Perspektiven in der vergleichenden Sprachwissenschaft berufen sich vor allem auf J. Du Bois (1985) und die Kernaussage seines Aufsatzes „Grammars do best, what speakers do most“. Aufbauend auf einer Vielzahl von vergleichend typologischen Beobachtungen hat J. Hawkins (2004, 2009) gezeigt, dass sich Sprachen, die mehrere Optionen (A, B, C) für eine grammatische Strategie (Wortstellung, morphologische Markierung, etc.) zulassen, anderen Sprachen, in denen nur eine Option (A) gegeben ist, darin ähnlich sind, dass die Option (A) in den flexibleren Sprachen zumindest die weitaus häufigste ist. Diese Häufigkeit beruht auf funktionalen Faktoren, die für die Sprachverwendung von Belang sind, wie z.B. leichtere Verarbeitbarkeit (Verständlichkeit) oder Ökonomie. Diese Beobachtungen entsprechen der oben zitierten Aussage von Du Bois (1985) und werden von Hawkins (2004, 2009) in seiner „Performance-Grammar Correspondence Hypothesis“ (2004: 3) wie folgt zusammengefasst:

Grammars have conventionalized syntactic structures in proportion to their degree of preference in performance, as evidenced by patterns of selection in corpora and by ease of processing in psycholinguistic experiments

Durch diese Hypothese, die durch Daten aus einer Vielzahl von Sprachen untermauert wird, werden Gebrauch, Häufigkeit und die zugrundeliegenden Mechanismen der Verarbeitung auch zur Erklärung von zwischensprachlicher Variation, von Sprachtypen und von Universalien herangezogen.

#### 4. ZUSAMMENFASSUNG

In den vorausgegangenen Ausführungen wurde der Versuch unternommen, allgemeine Grundzüge einer Theorie des Performativen zu skizzieren, die auf den Ursprung und daran anschließende Verwendungen des Terminus *performativ* zurückblickten, sowie auf zentrale Diskussionen, die mit dem Begriff *performance* geführt wurden. Der Nominalausdruck *performativity* (Performativität) steht mit beiden Begriffen im Zusammenhang. Die angestrebte Theorieskizze sollte bestimmten Anforderungen genügen, die die Gemeinsamkeiten theoretischer Ansätze und die damit verbundenen Veränderungen der Perspektive in verschiedenen Disziplinen in klaren Konturen erkennen lassen. Als Folge der gewählten Perspektive ist es möglich, eine allgemeine Theorie des Performativen mit wenigen Kernsätzen zu formulieren. Als zentrale Elemente einer solchen Theorie aus sprachtheoretischer Sicht haben sich folgende Aspekte herausgestellt: erstens die wirklichkeitskonstituierende Kraft symbolischer Praktiken, und zweitens die Umkehrung der traditionellen Hierarchie im Verhältnis zwischen Implementierung, Aufführung, Realisierung und einem Schema, einem Werk, einer Regel, die zur „Rehabilitierung der Oberfläche“ (Krämer, 2010) gegenüber einer essentialistisch angenommenen „Tiefenstruktur“ führt. Eine solche enge Konzeption von Performativität verfolgt natürlich keinerlei normative Zielsetzung. Sie ist allerdings sinnvoll, wenn für die verschiedenen Disziplinen klare Konturen für die elementaren Bausteine einer generellen Theorie des Performativen herausgearbeitet werden sollen.

Weitere Verwendungen des Begriffs sind an diese Kernsätze mühelos anschließbar, da sie allgemeinen Prinzipien semantischer, insbesondere metonymischer Erweiterungen folgen. So ist z. B. die Verwendung von *performance* im Sinne von dt. ‚Leistung‘ und von *performativity* im Sinne von dt. ‚Leistungsfähigkeit‘ eine Erweiterung des Begriffs durch Selbstunterordnung (Autohyponymie), d.h. ein Begriff wird auch für eine saliente, qualitativ ausgezeichnete Untermenge einer Menge verwendet. Ein analoges Beispiel wäre etwa die *Präsenz* (*presence*) als ‚Anwesenheit‘ und die (*Bühnen-*)*Präsenz* als besondere Qualität einer ‚Anwesenheit‘. Andere Verwendungen sind dagegen als metonymische Erweiterungen zu analysieren, d.h. als Begriffe für Manifestationen des Performativen in spezifischen Kontexten. Eine skalare Verwendung des Begriffs performativ (A ist performativer als B) schöpft die Möglichkeiten aus, die die Wissenschaftstheorie für Begriffe generell bereitstellt (klassifikatorisch, skalar, metrisch, etc.).

Abschließend muss noch einmal betont werden, dass die hier herausgearbeiteten Bausteine einer allgemeinen Theorie des Performativen aus der Sicht der Sprachwissenschaft entwickelt wurden. Es ist Teil der Zielsetzungen dieser Skizze, die Theoriediskussion der Sprachwissenschaft mit der anderer

Disziplinen in einen diskursiven Zusammenhang zu bringen. Der Perspektivenwechsel, der mit einem performativen Theorieansatz verbunden ist, ist in einigen Disziplinen (z. B. Theaterwissenschaft, Sprachwissenschaft) sicherlich radikaler als in anderen. Aber Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Diskussionen werden nur dann deutlich werden, wenn man die Grundlagen einer Theorie des Performativen relativ restriktiv und eng fasst.

## 5. LITERATURVERZEICHNIS

- Audehm, Kathrin & Velten, Heinz Rudolf (eds.) (2007) *Transgression – Hybridisierung – Differenzierung*. Freiburg/Berlin/Wien: Rombach.
- Austin, J.L. (1962) *How to Do Things with Words*. Oxford: OUP.
- Bachmann-Medick, Doris (2006) *Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften*. Hamburg: Rowohlt.
- Bourdieu, Pierre (1982) « Les rites comme actes d'institution ». *Actes de la recherche en sciences sociales* 43.58-63.
- Bublitz, Hannelore (2002) *Judith Butler zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Butler, Judith (1993) *Bodies that Matter. On the Discursive Limits of Sex*. New York & London: Routledge.
- Butler, Judith (1997) *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. New York & London: Routledge.
- Butler, Judith (1999) *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York & London: Routledge.
- Bybee, Joan & Hopper, Paul (2001) *Frequency and the Emergence of Linguistic Structure*. Amsterdam: Benjamins.
- Clark, H. H. (1996) *Using Language*. Cambridge: CUP.
- Du Bois, J. (1985) „Competing Motivations“, in: Haiman, J. (ed.) *Iconicity in Syntax*. Amsterdam: Benjamins, pp. 343-65.
- Fischer-Lichte, Erika (2004) *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Givon, T. (1979) *On Understanding Grammar*. Amsterdam: Benjamins.
- Givon, T. (ed.) (1983) *Topic Continuity and Syntax*. Amsterdam: Benjamins.
- Goldman, A. I. (1971) „The individuation of events“, *Journal of Philosophy* 68: 761-774.
- Hawkins, J. A. (2004) *Efficiency and Complexity in Grammars*. Oxford: Oxford University Press.
- Hawkins, J. A. (2009) „Language universals and the performance grammar“, in: Collins, C. (ed.) *Language Universals*. Oxford: Oxford University Press, S. 54-78.
- Herrmann, S. & Krämer, S. & Kuch, H. (eds.) (2007) *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*. Bielefeld: transcript.
- Hopper, Paul (1987) „Emergent Grammar“, *Berkeley Linguistic Society* 13.139-57.
- Keller, Rudi (1994<sup>2</sup>) *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: Francke.
- König, Ekkehard (2007) „Struktur, Differenz und Transgression in der Genese und Entwicklung von Grammatik“, in: Audehm & Velten (eds.) (2007) *Transgression – Hybridisierung – Differenzierung*. Freiburg/Berlin/Wien: Rombach, S. 43-61.
- Koschmieder, Erwin (1945., 1965) „Zur Bestimmung der Funktionen grammatischer Kategorien“, in: Koschmieder (ed.) *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Krämer, Sybille (2002) „Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität“ In: Wirth, Uwe (2002). 323-346.
- Krämer, Sybille (2004) *Performativität und Medialität*. München: Fink.
- Krämer, Sybille (2009) „Performanz – Aithesis: Überlegungen zu einer ästhetischen Akzentuierung im Performanzkonzept“. In: Anro Böhler (ed.) *TheatReales Denken: Wiederholungen wider den Strich*. Wien, Passagen, S. 141-168.
- Krämer, S. & König, E. (2002) *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?* Frankfurt: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille & Koch, Elke (eds.) (2009) *Gewalt in der Sprache. Rhetoriken des verletzenden Sprechens*. München: Fink.
- Levinson, S. (1983) *Pragmatics*. Cambridge: CUP.
- Loxley, James (2007) *Performativity*. New York & London: Routledge.



- Mourelatos, Alexander (1978) "Events, processes and states", *Linguistics and Philosophy* 2. 415-434.
- Schäfer, Stephanie (2006) "Gender Trouble and the ethics of performativity: Judith Butler and her critics", *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* XXXIX 4.229-317.
- Schechner, Richard (1990) *Theateranthropologie. Spiel und Ritual im Kulturvergleich*. Reinbek.
- Searle, John R. (1969) *Speech Acts: An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. (1989) "How performatives work". *Linguistics and Philosophy* 12.535-558.
- Turner, Victor (1969) *The Ritual process. Structure and Anti-Structure*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Turner, Victor (1982) *From Ritual to Theatre*. New York: PAJ Publications.
- Turner, Victor (1987) *The Anthropology of Performance*. New York: PAJ Publications.
- Sedgwick, E. & Parker, A. (eds.) (1995) *Performativity and Performance*. London & New York: Routledge.
- Stathi, Katerina (2007) "Differenzierung, Transgression und Hybridisierung bei Grammatikalisierungsprozessen: Die semantische Entwicklung des Verbs *gehören*". In: Audehm & Velten (eds.) (2007). 95-119.
- van Gennep, Arnold (1909) *Les rites de passage*, English translation 1960 by M.B. Vizedom & G.L. Caffee. London: Routledge & Kegan Paul.
- Wirth, Uwe (ed.) (2002). *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Zipf, George K. (1965<sup>2</sup>). *The Psycho-Biology of Language. An Introduction to Dynamic Philology*. Cambridge, Mass.: MIT Press.